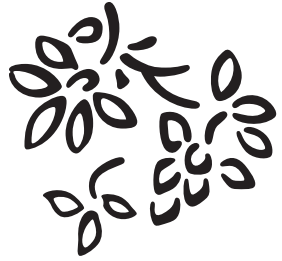


Anne Riebel



Riesling pur

oder ein mörderischer Jahrgang

SOCIETÄTS
VERLAG

4. Auflage 2012

Alle Rechte vorbehalten • Societäts-Verlag

© 2007 Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Satz: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag

Umschlaggestaltung: Nicole Ehrlich, Societäts-Verlag

Umschlagabbildung: © fotolia: madarakis

Druck und Verarbeitung: freiburger graphische betriebe

Printed in Germany 2012

ISBN 978-3-942921-40-4

Für meine Abnen

Und für Thomas und Marion

Mit Dank für ganz viel Liebe!



Samstag



Sven saß mit lustloser Miene auf der Treppe im Hof. Seit einer Viertelstunde überlegte er, ob er wieder zurück in sein Zimmer gehen und sich seinen Computerspielen widmen sollte. Er hätte auch zur Oma hineingehen können oder ins Dorf, um vielleicht bei Felix vorbeizuschauen. Es war sehr warm in der Sonne, obwohl sie hinter einem leichten Dunstschleier verborgen lag. So warm, dass zu Svens Frust und der Langeweile auch noch die Trägheit kam, die ihn stets umfing, wenn sich die Schwüle über den südlichsten Zipfel der Pfalz legte. Wie der zähe, heiße Atem eines riesigen Drachen ließ sich die feuchte Hitze zwischen dem Rheingraben und dem Haardtrand nieder und rührte sich tagelang nicht von der Stelle. An Tagen wie diesen fühlte Sven, dass eine unfreiwillige Seelenverwandtschaft zwischen ihm und dieser ungeheuerlichen Schwüle bestand. Der einzige Ort, wo er sich aus ihren Klauen befreien und aufatmen konnte, war das Schwimmbad, aber da durfte er nicht alleine hin. Dabei war er schon fast elf. Außerdem war sein Vater nicht da, das war die eigentliche Katastrophe.

Paul arbeitete in Köln in einem Ingenieurbüro. Vier Tage schuftete er bis spät abends, manchmal sogar noch nachts, damit er freitags schon zu Mittag in Rittersheim sein konnte. Dann holte er Sven von der Schule ab und sie unternahmen etwas zusammen bis Susanne, Svens Mutter, meist noch später als an den anderen Tagen der Woche nach Hause kam. Sie war Tierärztin und konnte ihre Praxis im Nachbardorf nicht mit nach Köln nehmen. Und Paul konnte seine Arbeit nun einmal nicht in der Pfalz erledigen. Deshalb fieberte Sven jedem Wochenende entgegen, als wäre sein Vater der Nikolaus. Um endlich mit Paul zusammensein zu können. Um endlich in Ruhe alles

zu besprechen, was die Woche über passiert war. Um seine Mutter gut gelaunt und ohne ihre oft übertriebenen Ängste zu erleben. Um endlich eine ganz normale Familie zu sein – zweieinhalb Tage lang.

An diesem Samstag musste Paul in Köln bleiben, um mit seinem Chef zu Abend zu essen. Sven konnte nicht verstehen, dass dies wichtiger sein sollte als ihr gemeinsamer Nachmittag. Und als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, war seine Mutter auch noch dorthin gefahren. Für ein Abendessen! Das hätten sie doch bei Oma Fine besser und einfacher haben können. Sven war ziemlich gern bei seiner Oma. Er war froh, dass sie wenigstens während der Woche immer hier war und Zeit für ihn hatte. Nur am Samstag, wenn sie zwei Kuchen backte, das Haus von oben bis unten putzte, den Hof und die Straße fegte und all das, was ihr sonst noch an Haushaltsdingen einfiel, mit unerbittlicher Gründlichkeit erledigte, war es besser, ihr nicht in die Quere zu kommen. Vor halb fünf würde er keine Chance haben, bei ihr eine Limonade und ein Stück Kuchen zu ergattern. Es war aber noch nicht einmal drei Uhr.

Sven stand auf und ging unschlüssig im Hof auf und ab. Auf der linken Seite war die Treppe, die nur aus vier Stufen bestand und in das winzige Bauernhaus der Oma führte. Daneben stand ein altes Backhäuschen, und ganz hinten hatten seine Eltern, als Sven noch sehr klein gewesen war, ein neues, größeres Haus für sich gebaut. Inzwischen fand Sven es toll, dass sie ganz oben am Hang, in der am höchsten gelegenen Straße von Rittersheim wohnten. Die Rückseite des Hauses war in den Sandsteinfelsen gebaut, der sich direkt dahinter steil aufrichtete. Hoch oben sprang der Felsen so weit vor, dass er wie ein Balkon über dem Dorf in die Landschaft ragte. Als er noch kleiner gewesen war, hatte Sven Angst gehabt, der Felsen könnte herunterstürzen und ihnen auf den Kopf fallen.

Wieder überlegte er, ob er nicht besser hineingehen sollte. Er hätte Felix eine E-Mail schicken können. Den Anschluss hatte Paul ihm noch letztes Wochenende eingerichtet, damit sie sich während der langen Zeit, bis er wiederkam, wenigstens schreiben konnten. Bis jetzt war aber noch keine Nachricht von seinem Vater gekommen, was Sven gleichermaßen ärgerte und irritierte, denn er wusste dessen E-Mail-Adresse nicht. Vielleicht hätte er Oma Fine eine Freude machen und den Hof kehren können. Er konnte sich weder für das eine noch für das andere begeistern, schlüpfte aber trotzdem in das kühle Backhäuschen, wo Oma Fine ihre Besen, Schaufeln,

Hacken und viele andere komische alte Sachen aufbewahrte. Das Häuschen bestand aus einem einzigen Raum, der von einem aus Ziegelsteinen gemauerten Backofen beherrscht wurde, in dem die Oma früher riesige Brote gebacken hatte. In dem Kessel, der in einer Nische zwischen Backofen und Wand stand, hatten sie ganz viel früher die Wäsche gekocht oder so viel Wasser, dass man ein halbes Schwein darin garen konnte. Sven kamen die Erzählungen der Oma vor wie ein besonders unglaubliches Märchen, und obwohl Oma Fine immer beteuerte, dass das die blanke Wahrheit und keine Geschichten seien, konnte Sven sich das nicht vorstellen. Trotzdem hörte er Oma Fine gerne zu, und manchmal fand er es ganz witzig, in den Utensilien aus dieser Zeit herumzustöbern. Er entdeckte einen Kochlöffel, der fast so lang war wie er groß. Einen hölzernen Brotschieber und einen ganzen Stapel Brotkörbe aus geflochtenem Stroh. Eigentlich Beweise dafür, dass die Oma doch nicht flunkerte. Sven wollte schon wieder gehen, als er auf etwas Unebenes trat. Eine dicke Hanfschnur, auf deren Ende ein Holzklötzchen gefädelt und mit einem Knoten gesichert worden war. Wozu brauchte man so etwas? Sven hob es auf und band das andere Ende der Hanfschnur an einen Bambusstock, den er hinter dem Kessel gefunden hatte. Langsam trat er hinaus in den Hof, ins helle Sonnenlicht. Es störte ihn jetzt nicht mehr, denn es war plötzlich das gleißende Scheinwerferlicht, das in einem großen Zirkuszelt allabendlich auf ihn gerichtet war. Es brachte den rötlichen Schimmer in seinem braunen glatten Haar zum Vorschein. Die vielen Sommersprossen in seinem Gesicht wurden zum Markenzeichen des weltbekannten Dompteurs Sven Walter. Er betrat die Manege voller Gelassenheit und präsentierte Panter, Löwen und Tiger, die er als einziger Dompteur der Welt gleichzeitig in Schach halten konnte. Er drehte sich im Kreis, ließ das Holzklötzchen über den Boden springen, scheuchte die Raubkatzen von einer Ecke in die andere, hörte den Applaus über sich hereinbrechen, verneigte sich würdevoll und vollführte noch eine elegante Drehung, ehe er im Publikum Platz nahm.

Der Stock mit der Schnur, überlegte Sven, auf der obersten Treppenstufe vor Fines Haustür sitzend, würde auch eine gute Angel abgeben. Über die Dächer des Dorfes hinweg schaute er ins Tal. Irgendwo hinter den trägen, tiefgrünen Hügeln zu seiner Rechten entsprang eine Quelle, ein kleiner Bach schlängelte sich durch Wald und Felsen, sammelte andere Rinnsale

und Quellen auf und wurde auf seinem Weg durch Wiesen, Weinberge und Felder zu einem breiten gemächlichen Fluss. Wo sich der Fluss in einem weiten Bogen dem Dorf zuwandte, um hinter den Häusern der Hauptstraße weiter zur Stadt zu fließen, war eine kleine Bucht entstanden. Irgendwo dort, versteckt im Schilf, das sich von der Bucht bis zum Dorf hin erstreckte, musste das Boot liegen, das Felix' Vater vor Kurzem gekauft hatte, und von dem Felix ihm vorgeschwärmt hatte. Sven ergriff die Angel und marschierte los.

Er folgte der Straße nach rechts, lief hinab ins Neubaugebiet und von dort aus hinunter zur Hauptstraße. Er schwitzte, sah hinunter zum Fluss, wo der lange, schmale Schilfgürtel begann und dann breiter wurde. Erst weit hinten, wo er sich lichtete, lag die Bucht. Er verzog das Gesicht und fluchte. Von oben hatte das alles viel näher ausgesehen. Sven beschloss, ans andere Ende des Dorfes zu gehen. An den Gärten hinter den Häusern der Hauptstraße zog der Fluss langsamer vorbei und war auch nicht so tief. Er ärgerte sich, dass er nicht gleich darauf gekommen war, jetzt musste er den ganzen Weg, den er im Oberdorf gegangen war, hier im Tal wieder zurückgehen. Als er am Amselhof in der Hauptstraße vorbeikam, zögerte er kurz. Sollte er schauen, ob Felix da war, und ihn bitten mitzukommen? Aber das Hoftor war geschlossen, was wahrscheinlich bedeutete, dass alle unterwegs waren. Außerdem würde Felix bestimmt nicht aufhören, ihn damit aufzuziehen, dass er ja nur seinen Vater vermisste.

Endlich schlug er, ganz am Ende der Hauptstraße angelangt, hinter der Weinstube den nur wenige Meter langen Trampelpfad ein, der ihn auf den Weg direkt am Flussufer führte. Sven suchte sich eine seichte Stelle, zog seine Turnschuhe aus, band sie an den Schnürsenkeln zusammen und hängte sie sich um den Hals. Die Strümpfe steckte er in die Taschen. Dann rollte er die Hosen hoch und trat endlich ins Wasser. Es war kühl und klar, und seine Füße gruben sich wie von selbst in den weichen Sand. Er warf seine Angel aus. Hier, mit den Füßen im Wasser, war die schwüle Hitze ganz gut auszuhalten. Drüben, an der anderen Uferseite, flog ein Reiher auf. Sven sah im nach. Dann beobachtete er die Schwalben, die im Flug aus dem Fluss tranken. Er ließ das Holzstück am Ende der Angel mit der Strömung weit hinter sich treiben, dann schwang er es in hohem Bogen wieder vor sich her. Nach einer Weile war es ihm dann doch zu langweilig, immer nur herumzustehen, und er watete langsam flussaufwärts. Als das

Wasser tiefer wurde, rammte er den Bambusstock in den Grund und hielt sich daran fest, um besser voranzukommen.

Irgendwann knickte der Uferweg nach rechts ab, der Fluss wand sich nach links und Sven passierte dichte, mannshohe Schilfrohre, welche die gesamte, rasch breiter werdende Fläche zwischen Weg und Ufer erobert hatten. Sven musste lachen, als ihm klar wurde, dass er schon fast wieder am anderen Ende des Dorfes angekommen war. Südlich der Hauptstraße, an der Rückseite der Häuser und an den Gärten entlang, hatte er den gleichen Weg nun zum dritten Mal im Wasser zurückgelegt.

Obwohl er wusste, dass es bis zur Bucht zu weit und der Fluss auf dem Stück dazwischen sehr tief war, ging er weiter. Bald reichte ihm das Wasser über die Knie, und es wurde anstrengender, voranzukommen. Sven nahm wieder seinen Stock und ab und zu eines der Schilfrohre zu Hilfe. Die Sonne war jetzt unter dem bedeckten Himmel nur noch zu erahnen. Vor ihm schienen die Hügel der Haardt zum Greifen nah zu sein. Ganz deutlich konnte er die Felsen und Burgen, ja sogar einzelne Bäume erkennen. Sven kam die Gegend an solchen Tagen vor wie eine Ritterlandschaft, in die er nur noch seine Spielfiguren hineinzusetzen brauchte. Oma Fine hätte jetzt wahrscheinlich gesagt, dass es bald Regen geben würde.

Vom Dorf her hörte er die Uhr des Kirchturms schlagen, und dann läuteten die Glocken. Vier Uhr. Er blickte über die Schulter zurück. Das Dorf lag ein ganzes Stück hinter ihm. Von hier aus würde er mindestens eine halbe Stunde bis nach Hause brauchen. Er stand jetzt bis zu den Oberschenkeln im Wasser und überlegte. Es gab keinen Hinweis, wie weit die Bucht noch weg war. Oma Fines Kuchen kam ihm wieder in den Sinn, und ihm fiel ein, dass er ihr gar nicht Bescheid gesagt hatte, als er weggegangen war. Vielleicht suchte sie längst nach ihm. Mit einem Ruck stieg er aus dem Wasser. Vorsichtig balancierte er durch das Dickicht aus Schilf und Gestrüpp. Er musste zuerst eine Stelle finden, wo er sich hinsetzen und seine Schuhe wieder anziehen konnte. Konzentriert suchte er den Boden ab, um einen halbwegs angenehmen Untergrund für seine nackten Füße zu finden.

Er stand keine fünf Meter von den beiden entfernt, als er die Schreie hörte. Das merkwürdig hohe, lang gezogene Johlen eines fremden Jungen, der wohl auf den Knien saß. Über ihm, vielmehr hinter ihm, war Marius.

Der kaltblütige Marius. Sven hatte bereits genug Situationen erzählt bekommen und sogar selbst mit ansehen müssen, um einen großen Bogen um diesen Jungen zu machen. Er war der Schrecken aller Kinder im Dorf, denn seine liebste Beschäftigung war es, sie zu schikanieren. Das, was Sven hier sah, war allerdings jenseits der grauenhaftesten Geschichten, die er je über Marius gehört hatte. Sie waren nackt. Beide. Bis auf die Turnschuhe und die Hosen, die so weit heruntergezogen waren, dass sie wie eine Ziehharmonika über den Knöcheln Falten schlugen. Marius brüllte und stöhnte, während er sich dicht hinter dem anderen Jungen vor und zurück bewegte. Er tat dies anscheinend mit großem Vergnügen, ja fast genüsslich, in einem ungewohnten Rhythmus, der langsam schneller wurde, während er den Jungen mit seinen großen Händen gepackt hielt und an sich presste. Die beiden nackten Körper bewegten sich nun stoßweise, fast ruckartig aufeinander zu, immer wieder. Immer wieder! Sven stand da, als wäre er vor lauter Furcht und Schrecken zu einem Schilfrohr geworden, und tatsächlich hätte er sich am liebsten in einem solchen verkrochen. Der fremde Junge schrie wieder auf, schien hilflos zu jaulen. Svens Vorstellungskraft reichte nur für unklare, düstere Vermutungen über das Treiben des nackten Marius hinter dem anderen nackten Jungen, und er wusste nicht, ob er eher von Angst oder von Ekel geschüttelt wurde. Jedenfalls wurden die Stöße in der Szene vor seinen Augen immer heftiger, schneller, noch schneller, so schnell, dass Sven plötzlich klar wurde, dass dieses grässliche Spiel vielleicht nicht ewig dauern würde. Wenn er nicht der nächste sein wollte, der womöglich in dieses furchterregende Treiben mit einbezogen würde, dann musste er etwas tun. Aber sein Körper blieb reglos. Wie schockgefroren stand er da, während seine Gedanken sich überschlugen. TU ETWAS! Mehrmals schrie er sich im Geist selbst an. Endlich rannte er los. Rannte mitten hinein in das sumpfige Schilffeld.

Er hörte die beiden noch einmal aufschreien, und obwohl er rannte, sein Herzschlag in seinen Ohren pochte, das Schilf raschelte, nahm er auch die plötzliche Stille wahr, die diesem letzten offenbar verzweifelten Schrei und Marius' zufriedenen Grölen folgte. Sven rannte, wie noch niemals zuvor in seinem Leben. Schilfwedel schlugen ihm ins Gesicht, die Rohre und Steine schnitten ihm in die nackten Fußsohlen. Er lief schnurstracks geradeaus. Er hatte den Fluss im Rücken und musste ungefähr an der breitesten Stelle des Schilfgürtels sein. Auf der anderen Seite würde er wieder auf den Uferweg

treffen. Als er endlich aus dem Dickicht trat, atmete er nur einmal durch und rannte sofort weiter auf das Dorf zu. Den dunkelgrünen Kombi, der an ihm vorbeifuhr, nahm er kaum war. Er war überzeugt, dass Marius hinter ihm her war, dass er das nächste Opfer sein würde – und dann brachte ihn die Fortsetzung seiner Gedanken jäh zum Stehen. Wenn Marius ihn gesehen und erkannt hatte, dann würde er ihm natürlich auf dem Weg ins Dorf folgen. Sven sah sich um und rannte wieder zurück. „Ich muss ihn austricksen“, keuchte er halblaut, während er dem Uferweg nunmehr in die andere Richtung folgte. Noch einmal kam er an dem Wagen vorbei, der gewendet hatte und ungefähr dort parkte, wo Sven soeben aus dem Schilf gekommen war. Sven achtete nicht darauf. Bemerkte nicht, dass der Fahrer abwesend die Hand zum Gruß hob. Noch war von Marius nichts zu hören. Er rannte. Sein Herz klopfte an seinen Schläfen, die Turnschuhe schlugen ihm ab und zu ins Gesicht. Er rannte, und die Angst, dass seine Flucht misslingen könnte, trieb ihn weiter. Als sich der Weg nach links wandte, wo er wieder zum Fluss führte, und das Schilf sich endlich lichtete, wurde er langsamer. Er hielt sich die schmerzende Seite, während er auf das Wasser zuing. Er stand in der Bucht, und dort, festgebunden an einem kleinen Strauch, lag das blaue Boot der Amselmanns.

Sein Kopf drohte zu platzen. Erleichterung und das Grauen bei dem Gedanken, wie knapp er davongekommen war, ließen ihn würgen. Das Boot trieb schaukelnd stromabwärts. Mit zitternden Händen griff Sven nach dem Ruder und versuchte, möglichst nah ans Ufer zu kommen. Er wusste, dass der stille, gemütliche Fluss auch seine Tücken hatte. Doch das Bild, das er immer noch vor Augen hatte, und diese schrecklichen Schreie gingen ihm durch und durch. Es konnte keinen Zweifel mehr geben, dass Marius verrückt war! Richtig verrückt, nicht nur ein bisschen durchgeknallt. Er sah seine massige Gestalt, diese großen, prankenartigen Hände, die nackten, schwitzenden Körper. Am schlimmsten aber war dieser Ausdruck auf Marius' Gesicht gewesen. Diese absolute Zufriedenheit! Als ob es die totale Erfüllung gewesen wäre. Nicht diese fiese, gelangweilte Gehässigkeit, die er sonst an den Tag legte, wenn er andere quälte. Und der andere Junge! Er war ungefähr genauso alt gewesen wie Marius, was komisch war. Sonst waren seine Opfer wesentlich jünger. Seine Schreie hatten Marius nicht kalt gelassen, ihn anscheinend sogar noch angesta-

chelt. Ob der Andere jetzt tot war? Bestimmt würde niemand so etwas überleben können. Und dann – und das war wiederum ein ganz furchterregender Gedanke – kam Sven in den Sinn, dass dieses schreckliche Spiel dem fremden Jungen vielleicht gar nicht so viel ausgemacht haben könnte. Dass es ihm vielleicht sogar gefallen hatte. Sven schüttelte sich so heftig, dass das Boot gefährlich schwankte.

Er hatte vorgehabt, zum Kommissar zu gehen. Er sagte sich, dass er Marius anzeigen musste. Dass Hilfe geholt werden musste für den fremden Jungen, falls er noch lebte. Doch als er das Dorf erreicht hatte, waren seine Zweifel ins Unermessliche gewachsen. Ein komisches, peinliches Gefühl beschlich ihn, allein bei der Vorstellung, dass er für das, was er da gesehen hatte, Worte finden musste. Ungefähr auf der Höhe der Kirche lenkte er das Boot dicht ans Ufer heran. An der seichten Stelle, an der er zuvor ins Wasser gestiegen war, machte er es an einem Strauch fest und wusste jetzt, dass er gar nichts sagen würde. Zu niemandem.



Hubert streckte sich seufzend, nahm seine Lesebrille ab und legte sie vor sich auf die aufgeschlagene Akte. Aus der Tasche neben seinem Schreibtisch holte er einen Pullunder. Er war weinrot, farblich passend zu den kleinen Karos und Streifen auf dem hellen Hemd. Er zog ihn über, fuhr sich mit einer Hand achtlos durch den vorwiegend grauen Lockenkopf. Er stand auf. Zog seine Hose unter dem etwas ausladenden Bauch hoch und den Pullunder darüber. Draußen waren es noch mindestens 25 Grad, und jetzt, am Nachmittag, fiel die Sonne in sein Büro. Trotzdem fröstelte Hubert. Er schloss das Fenster und ging hinüber in die Küche, um sich noch einen Kaffee zu holen. Den letzten für heute.

An diesem Samstag war es im Polizeipräsidium in Neustadt an der Weinstraße besonders ruhig. Außer der Bereitschaft unten bei der Schutzpolizei war kaum jemand da. Seine Kollegen von der Kripo waren unterwegs oder genossen den ersten heißen Sommertag mit ihren Familien. Auch Hubert hätte lieber in seinem Garten gewerkelt. Eine ordentliche Wanderung war ebenfalls überfällig. Sein Bewegungsdrang machte ihn unruhig. Aber er musste nun einmal nacharbeiten. Seit Wochen hatte er

den Papierkram so gut wie möglich ignoriert, immer nur das Nötigste aus den Stapeln gefischt. Jetzt hatte er nicht nur das Gefühl, unter diesen Papierbergen zu ersticken, er fand auch wichtige Unterlagen nicht mehr. Und das alles nur, weil Harald nicht da war. Sein langjähriger Kollege war nun schon seit mehreren Wochen krank, und es war nicht abzusehen, wann er zurückkommen würde.

Eigentlich müsste Harald der Chef sein, nicht ich, dachte Hubert in einem plötzlichen Anfall von Selbstkritik, während er sich wieder hinsetzte und vorsichtig an der vollen Tasse nippte. Harald war ausgeglichener, diplomatischer und viel besser organisiert. Er war sogar zwei Jahre älter. Harald war schon hier gewesen, als Hubert vor über dreißig Jahren in Neustadt angefangen hatte. Aber die Wege bei der Behörde waren vorgezeichnet, ohne Abitur kam man nur schwer über den mittleren Beamten-dienst hinaus. Hubert seufzte wieder und griff nach seiner Brille. Er hatte nie den Eindruck gehabt, dass Harald mit seiner Rolle unzufrieden war. Im Gegenteil, sie waren seit mehr als zehn Jahren eine wirklich gute Mannschaft. Er hatte kaum wieder angefangen zu lesen, als das Telefon klingelte. Ein interner Anruf.

„Hartmann“, brummte Hubert erstaunt in den Hörer.

Doch am anderen Ende wurde aufgelegt. Hubert blieb keine Zeit, sich zu ärgern, denn ein schmaler Mann erschien in seiner Tür und grinste.

„Harald! Wo kommst du denn her?“, Hubert sprang auf und schüttelte seinem Kollegen kräftig die Hand. „Geht’s dir wieder besser? Haben sie jetzt gefunden, was dir fehlt? Wieso fängst du denn an einem Samstag wieder an?“

Das Grinsen auf dem Gesicht des Kollegen verschwand. Er trat von einem Fuß auf den anderen, dann setzte er sich abrupt auf den Besucherstuhl, der gegenüber von Huberts Schreibtisch stand.

„Mensch Hubert! Ich wollte dir das jetzt alles ganz schonend beibringen, aber ...“, er schluckte, sah auf seine Füße, dann an die Decke und schließlich doch Hubert ins Gesicht. „Es ist vorbei, ich räume meinen Schreibtisch aus.“

Hubert blieb der Mund offen stehen. „Das kann nicht sein“, murmelte er. Es dauerte einen Moment, bis er sich gefangen hatte. „Wie soll ich ohne dich arbeiten?“, polterte er los. „Das ist wie ein Chirurg ohne Skalpell, ein Maurer ohne Speis. Schau dich einmal um, ein richtiger Saustall ist das hier geworden, seit du nicht mehr da bist.“

Er merkte gar nicht, dass er seine geballte Empörung dem Falschen entgegenschleuderte; merkte nicht, wie dieser zusammenzuckte. „Was ist denn schon ein Kommissar ohne ...“, Hubert schnappte nach Luft und den richtigen Worten.

„Ohne Harry?“ Harald grinste.

Hubert ließ sich in seinen Bürostuhl fallen und lachte laut. „Na ja, ist doch so“, brummte er schließlich. Und dann erst sah er seinen Kollegen prüfend an.

„Bist du denn so krank?“

„War wohl ein leichter Herzinfarkt. Und ich muss sagen, ich möchte das nicht noch einmal herausfordern“, wieder grinste er. „Du kommst ins Grübeln, wenn du da liegst und nicht weißt, was los ist. Du hast plötzlich Zeit, über das Leben nachzudenken. Über den Rest, der dir noch bleibt.“

„Nun mach aber einmal halblang ...“, protestierte Hubert, aber Harald winkte ab.

„Nein, Hubert. Ich sag’ das nicht einfach nur so dahin. Es ist wie bei einem unserer Fälle. Wir wissen die ganze Zeit über irgendetwas. Wie es abgelaufen ist, warum es so war, oft sogar, wer der Täter ist. Wir wissen es, oder zumindest wissen wir etwas, das uns dahinführen könnte. Über Wochen tragen wir diese Dinge mit uns herum. Aber erst, wenn es an die Oberfläche gespült wird, haben wir den Fall gelöst. Manchmal reichte eine Lappalie, um das zu bewirken, manchmal wurden wir sozusagen mit dem Knüppel darauf gestoßen. Wir schafften es gerade noch so. Manchmal kamen wir zu spät. Und dann schlugen wir uns die Hände vors Gesicht, weil alles so offensichtlich war, und wir so blind“, Harald schwieg, sah wieder auf seine Füße. „Genauso war es auch mit mir. Ich hatte schon längst gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Ich werde nächsten Monat sechzig. Das war mir vorher irgendwie nicht klar.“

„Mir auch nicht“, murmelte Hubert.

„Das ist übrigens noch nicht alles.“

„Das denk’ ich mir. Da tut’s einen Schlag, und du bist pensioniert! Du musst dir erst einmal überlegen, was du mit deinem Tag anfängst.“

„Ich dachte dabei nicht an mich“, Harald schlug einen extrem vorsichtigen Ton an. „Es gibt schon einen Nachfolger.“

„Was?!“

„Eine Nachfolgerin vielmehr.“ Harald hielt Huberts gepeinigtem Blick tapfer stand. „Sie ist neu hier. Das heißt, sie ist noch nicht hier.“

„Eine Neue, die gar nicht hier ist. Wahnsinn.“

„Sie kommt aus Hannover, ist noch relativ jung, soll aber ausgezeichnete Arbeit machen“, Harald beeilte sich jetzt, die Neuigkeiten schnell loszuwerden, „sie zieht nächste Woche nach Grünstadt.“

„Warum behalten die sie nicht einfach dort oben, wenn sie so toll ist?“, Hubert verspürte einen plötzlichen Heißhunger auf Destruktivität, und er fragte sich, ob Harald nicht doch die ganze Zeit über der Chef gewesen war. Wieso erfuhr er diese wichtige personelle Veränderung von seinem Mitarbeiter? Noch dazu erst jetzt, wo er überhaupt nichts mehr beeinflussen konnte.

„Ich wollte es dir selbst sagen“, stammelte Harald, der ihm seinen Ärger und seine Gedanken wieder einmal aus dem Gesicht gelesen hatte, „dass ich gehe, meine ich. Da meinten die im Personalbüro, bei der Gelegenheit könnte ich dir gleich ...“

Hubert grunzte gefährlich. Er war kurz davor, wieder laut zu werden, als ihm endlich auffiel, wie blass und schmal Harald geworden war. Er räusperte sich ausgiebig.

„Muss mich eben erst an die Situation gewöhnen.“ Wieder stand er auf und streckte sich. „Dann soll sie doch kommen, die Tante aus Hannover.“ Unruhig ging er im Büro auf und ab. „Sag mal, kann ich dir noch irgendwie helfen?“ Hubert schlug die Akte zu, in der er zuletzt gelesen hatte. „Heute kriege ich hier ohnehin nichts mehr geschafft.“

Harald stand auf und schüttelte den Kopf. „Ich habe bereits alles gepackt.“ Er zuckte die Achseln. Dann hellte sich sein Gesicht plötzlich auf.

„Doch! Du kannst mit mir nach Grünstadt zum Dicken Wirt fahren, einen Handkäs' essen.“

„Was, jetzt?“, Hubert sah auf die Uhr, es war kurz vor vier.

Harald nickte eindringlich. „Die haben mich auf Diät gesetzt. Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich zuletzt etwas getrunken habe, und meine Frau ist so panisch, dass sie mich ständig überwacht. Ich fühle mich schon wie ein Schwerverbrecher, wenn ich nur an eine Schorle denke.“

„Ganz klar, ein Notfall“, knurrte Hubert und begann zu grinsen, „am besten, du holst schon mal den Wagen!“